

ExpertInnen aus Erfahrung

Die Etablierung von Peers als neue Berufsgruppe im Sozialbereich ist herausfordernd, aber sinnvoll: Sie verändern Menschen und Organisationen zum Positiven.

Innsbruck – Elmar Kennerth wurde eine bipolare Erkrankung diagnostiziert. Sein soziales Gefüge glitt aus den Fugen. Dazu musste er berufliche Rückschläge hinnehmen. Seitdem hat er aber auch Erfolge gefeiert, die ausgerechnet mit seiner Erkrankung zu tun haben. „Ich habe den Mut gefasst, mich als Peer neu zu erfinden“, sagt er.



Foto: MCI/Wegh

„Erfahrungen allein reichen aber nicht, um als Peer zu arbeiten.“

Christina Lienhart
(MCI Dep. Soziale Arbeit)

Peer-Arbeit bezeichnet Tätigkeiten, die auf der Unterstützung durch Gleichgesinnte beruhen. Peers setzen Erfahrungswissen ein, um Menschen in ähnlichen Situationen, etwa bei psychischen Krisen oder Wohnungslosigkeit, zu unterstützen und Bewältigungsstrategien zu vermitteln. „In Großbritannien und Skandinavien arbeiten als Ergänzung zu Sozialarbeitenden, PsychologInnen und anderen Professionen im psychosozialen Bereich“, erklärt Christina Lienhart vom Department Soziale Arbeit am MCI. Die Expertin befür-

wortet das: nicht nur, weil die Zusammenarbeit von Professionellen und Menschen mit Erfahrungswissen einen Perspektivenwandel anregen und so zu Verbesserungen für die KlientInnen führen kann, sondern auch, weil die Peers selbst von ehemals Hilfesuchenden und Stigmatisierten zu Helfenden werden, die ihre Erfahrungen monetarisieren können. „Mit der Etablierung von Peers wird ein sinnmachender Job für beide Seiten geschaffen“, sagt Lienhart. „Erfahrungen allein reichen aber nicht, um als Peer zu arbeiten.“ In Tirol wurden Peers bisher im Rahmen des EX-IN-Programms ausgebildet, welches auf reflektiertem Erfahrungswissen aufbaut und Menschen mit Psychiatrie-Erfahrung zur Mitarbeit in psychiatrischen und psychosozialen Einrichtungen qualifiziert. 2023 kam mit dem vom Land geförderten Peer-Lehrgang der Organisation lilawohnt eine neue Ausbildungsschiene dazu, die sich speziell an wohnungslose Frauen richtet.

Für die Implementierung flächendeckender Peer-Arbeit in Österreich brauche es noch entsprechende Strukturen, so Lienhart. Aktuell werden sowohl Einsatzgebiete, Entlohnung als auch Qualifizierung in den Bundesländern unterschiedlich gehandhabt. Nur Oberösterreich hat Peers als eigene Berufsgruppe in das Sozialberufegesetz aufgenommen. In Tirol werden Peers im stationären Bereich über die jeweiligen Krankenanstaltsträger oder den Landesgesundheitsfonds angestellt und finanziert, im mobilen Bereich über die zuständigen



Für die Implementierung flächendeckender Peer-Arbeit in Österreich braucht es noch entsprechende Strukturen.

Foto: iStock

Träger psychosozialer Dienste, den Sozialfonds oder das Land. Grundsätzlich sieht die



Foto: Gerhild Berger

„Die Stelle ist noch in Entwicklung, das ganze Team ist am Lernen.“

Julia Schratz
(GF lilawohnt)

UN-Behindertenrechtskonvention Peer-Support im Artikel 26 ausdrücklich vor. Dass sich dahingehend etwas tut, zeigt die Stadt Innsbruck, welche die erste Peer-Beraterin bei lilawohnt finanziert. „Wir sind von der Wirksamkeit des Peer-Ansatzes überzeugt“, sagt Vizebürgermeister Georg Willi. „Dass die Peer-Beratung in den 3-Jahres-Vertrag mit lilawohnt aufgenommen wurde, ist ein entscheidender Schritt zur langfristigen Absicherung dieser wichtigen Arbeit.“

Wie herausfordernd die Aufnahme einer neuen Berufsgruppe ist, schildert lilawohnt-Geschäftsführerin

Julia Schratz: „Die Stelle ist noch in Entwicklung, das ganze Team ist am Lernen.“ Es gebe viele Fragen zu klären – etwa über die Art der Tätigkeiten, ab wann die Peer alleine arbeiten kann oder den Zugang zum Dokusystem. Mut und Bereitschaft, eingefahrene Muster und paternalistische Strukturen aufzubrechen, sei da. Das Konzept gehe schon jetzt auf: „Unsere Peer weckt Ressourcen in anderen Klientinnen. Sie motiviert und stärkt ganz anders als Sozialarbeiterinnen.“ lilawohnt wolle nicht mehr nur Lobby sein, sondern eine Plattform schaffen, damit die Klientinnen für sich sel-

ber sprechen können. „Wir wollen durch die Einbindung von Peers Betroffene zu Beteiligten machen“, sagt Schratz.

So auch Elmar Kennerth. Nach sechs Jahren als Geneungsbegleiter bei start promente ist er heute Geschäftsführer des Tiroler Interessenverbandes für psychosoziale Inklusion. Er leitet das vom MCI wissenschaftlich begleitete Projekt PeerCom, im Rahmen dessen ab April Menschen mit psychosozialen Problemlagen oder psychischen Erkrankungen bei Gängen zu Behörden oder Gesundheitseinrichtungen kostenlos von Peers begleitet werden. (Mana)



„Ohne eigene Erfahrung ist man auf einem Auge blind“, sagt Bianca über den Zugang von Peers zu ihrer Aufgabe.

Foto: privat

„Weil ich es selbst erlebt habe“

Bianca war einst wohnungslos und wollte sich das Leben nehmen. Heute hilft sie als Peer-Mitarbeiterin in der Wohnungslosenhilfe Betroffenen mit ihren Erfahrungen.

Von Natascha Mair

Innsbruck – Kurz vor ihrem 30. Geburtstag war Bianca an ihrem Tiefpunkt angelangt. Nach einem Suizidversuch fand sich die Tirolerin in der Psychiatrie wieder. Von dort aus begann sie eine Therapie und bekam einen Modellplatz. „Wie könnte ich mir sonst eine Psychotherapie leisten?“, meint sie. In ihr altes Leben und ihren Versicherungsjob wollte sie jedenfalls nicht mehr zurück. Eines Tages meinte ihre Freundin: „Das ist es“ – die Peer-Ausbildung des Vereins lilawohnt, der wohnungslose Frauen unterstützt.

Acht Monate lang wurde Bianca zur Peer-Mitarbeiterin in der Wohnungslosenhilfe ausgebildet. Der Lehrgang war unglaublich bereichernd für sie. „Nun standen plötzlich wir Teilnehmerinnen im Mittelpunkt“, erzählt die

32-Jährige. Sie, mit ihrem Schamgefühl und ihrem „Ich bin selbst schuld“, trafen nun auf Menschen, die sie sahen. Und die von ihnen verlangten, darüber zu sprechen: über die Wohnungslosigkeit, die Armut, die Gewalt.

Bianca wuchs in Innsbruck auf. Ihre Eltern waren jung, überfordert und flüchteten

„Peers sind ein Weg, um Armutsbetroffenen Chancen zu eröffnen.“

Bianca
(Peer-Mitarbeiterin)

sich in Alkohol. Trotz Vollzeitjobs war nie genug Geld da: für Miete oder richtige Kleidung. Bianca und ihre Geschwister waren viel allein. Sie kümmerte sich um ihren jüngeren Bruder, die

Wohnung und bald auch um die Angelegenheiten der Erwachsenen, wie etwa deren Privatkonkurs. Sie hat sich schon früh selbst verletzt und Glaubenssätze gelernt, wie „ich bin nicht richtig“. Mit 17 kam Bianca dann zum ersten Mal in die Jugendpsychiatrie. Sie erholte sich, konzentrierte sich auf die Arbeit. Zeitweise hatte sie mehrere Jobs gleichzeitig. „Ich war getrieben von der Idee, aus der Armut rauszukommen“, sagt sie.

Irgendwann konnte sie das Tempo nicht mehr halten, sie schlitterte ins Burnout. Sie wollte sich nicht mehr abstrampeln, ohne jemals auf der sicheren Seite anzukommen. Sie wollte sich nicht mehr um ihre Familie sorgen. Also beschloss sie, nach Mexiko zu gehen, um sich selbst zu finden. Sie kündigte Job und Wohnung. Nach einem halben Jahr auf Reisen fand sie dann

nicht gleich eine Wohnung. Sie begann wieder bei einer Versicherung zu arbeiten und tingelte mit ihren Sachen von Couch zu Couch. „Manchmal saß ich in der Arbeit und dachte, ich habe für heute noch keinen Schlafplatz“, erzählt sie. Eines Nachts saß sie in einem Bahnhof, ohne Schlafplatz und voller dunkler Gedanken. Es war die Nacht ihres Suizidversuchs – und des Wendepunkts.

Heute arbeitet Bianca als erste Peer bei lilawohnt. „Ich bin wie ein Spiegel. Was die Klientinnen darin sehen, lässt sie wieder an sich glauben“, betont Bianca. Ein Umstand, den Sozialarbeitende nicht erwirken könnten. „Ohne eigene Erfahrung ist man auf einem Auge blind“, ist sie sich sicher. „Peers sind ein guter Weg, um Armutsbetroffenen Chancen zu eröffnen, die sie sonst nicht hätten.“